

Auftrag 1:

1. Zeichnen Sie auf eine Folie die Alterspyramide der Schweiz mit Hilfe dieser Angaben:

Alter	0 – 19	23 %	davon	51% Frauen
	20 – 39	29 %		53% Frauen
	40 – 64	33 %		58% Frauen
	65 – 79	11 %		65% Frauen
	80 +	4 %		85% Frauen

2. Erklären Sie der Klasse mit Hilfe Ihrer Folie die momentane Situation der Bevölkerungsstruktur.
3. Stellen Sie eine Prognose für die nächsten 50 Jahre und diskutieren Sie mögliche Massnahmen.

Auftrag 2:

1. Fassen Sie das folgende Dokument zusammen.
2. Referieren Sie vor der Klasse über dieses Thema, indem Sie Ihre Zusammenfassung kurz vortragen und Vergleiche mit der Schweiz ziehen.

Dokument/Titel	Land ohne Leute
Untertitel	Die vergreiste Republik
Quelle	DIE ZEIT / Dossier / 2. Januar 2003
Autor	Elisabeth Niejahr Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti

LAND OHNE LEUTE

Die vergreiste Republik

Deutschland verliert jährlich 200000 Einwohner, da mehr Menschen sterben als geboren werden. Es wächst ein demografisches Problem ungeheuren Ausmaßes heran, doch die Politiker ignorieren es.

Von Elisabeth Niejahr



© David Ausserhofer/Studio Heupel für DIE ZEIT

Deutschland altert unaufhaltsam, und es altert schnell. So schnell, das zeigen die beiden Statistiken, dass sogar massive Zuwanderung oder ein neuer Geburtenboom diesen Prozess allenfalls leicht bremsen könnte. Die Szenarien mögen unreal, bizarr, weit hergeholt scheinen. Bei Langzeitprognosen ist grundsätzlich Skepsis

angebracht. Doch in der Vergangenheit erwiesen sich die Vorhersagen der Vereinten Nationen als recht treffsicher. Einwohnerzahlen sind leichter zu prognostizieren als beispielsweise der Klimawandel. Die Alten von morgen sind schließlich heute schon auf der Welt.

Es gibt heutzutage nicht mehr viele Tabuthemen. Aber das Altern scheint eines zu sein. Nach dem Geburtsjahr von anderen wird nicht gefragt, bei den eigenen Daten wird gern geschummelt. Fast alle Rentner fühlen sich deutlich jünger, als sie sind. Das lässt sich als Zeichen von Vitalität und Lebensfreude deuten – oder als Zeichen kollektiven Realitätsverlusts. Alt sind immer nur die anderen. Jeder will alt werden, keiner will alt sein.

Wer Produkte oder Dienstleistungen für Ältere anbietet, kennt das Problem: Der Mittsechziger bucht eine Busreise ins Ausland, steigt in ein Fahrzeug voller Rentner und kommt sofort entsetzt wieder heraus, stöhnt: „Da sind ja nur alte Leute!“

Beim Umgang von Alt und Jung stimmt etwas nicht in Deutschland, es läuft etwas falsch in den Personalabteilungen, in den Kreditinstituten, an den Universitäten, in der Politik. Wie soll man es auch verstehen, dass der 76-jährige Alan Greenspan zwar als amerikanischer Notenbankchef die internationalen Finanzströme lenken darf, aber bei einer deutschen Bank wegen seines fortgeschrittenen Alters keinen Kredit bekommen würde? Bei vielen Banken gibt es eine strikte Altersgrenze von 70 oder 68. Wer älter ist, wird abgelehnt.

Aber wie wird sich das Lebensgefühl ändern, was heißt das alles für die Verteilungsdebatte, wie ändern sich Risikobereitschaft und Unternehmergeist, wenn plötzlich mehr als ein Drittel der Einwohner Deutschlands über 60 Jahre alt ist? Seit Jahren geben sich Experten ausgiebigen Debatten über die ideale Rentenformel für die Zeit nach 2010 hin. Eine Vorstellung der Welt von morgen entstand dabei nicht. Die Sozialsysteme werden dann bis aufs Äußerste strapaziert. Das ist seit vielen Jahren bekannt.

Andere, unerwünschte Folgen:

Steuereinnahmen und Kaufkraft fallen weg, die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt leidet, Infrastruktur wird nicht mehr gebraucht. Typisch ist nur der Streit, welcher Stadtteil zuerst auf sein Hallenbad verzichten muss.

Die gängige Annahme, dass die demografische Entwicklung automatisch Entlastung auf dem Arbeitsmarkt bringt. Zunächst scheint es zwar plausibel, dass sich die Lage entspannt, wenn weniger junge Menschen nach Stellen suchen. Nach dieser Logik dürfte es eigentlich heute kaum noch Jugendarbeitslosigkeit geben. Denn die Teenager von heute, geboren Mitte der achtziger Jahre, gehören längst zu den geburtenschwachen Jahrgängen.

„Wer wird uns anlächeln, wenn wir achtzig sind?“

Vor allem Singles und kinderlose Paare erschreckt die Aussicht auf anonyme Massenabfertigung in überfüllten Pflegeheimen. Eine Sorge, die Meinhard Miegel angesichts der stark wachsenden Zahl für berechtigt hält: „Es wird eine hohe zivilisatorische Leistung sein, den heutigen Standard der Altenpflege aufrecht zu erhalten.“

Die Alten von morgen sind das Problem. Da empfiehlt es sich, heute die Tonart anzuschlagen, in der man selber in Zukunft angesprochen werden will.

Auftrag 3

- 1. Erstellen Sie von dem folgenden Artikel eine Zusammenfassung auf einer A-4-Seite.**
- 2. Stellen Sie der Klasse den „amerikanischen Traum“ vor.**
- 3. Diskutieren Sie in Gruppen über die Kinderzahlen und vergleichen sie mit der Situation in der Schweiz.**

Dokument/Titel	Kinder – ein amerikanischer Traum
Untertitel	
Quelle	DIE ZEIT 09/2004
Autor	Christine Brinck Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti

Kinder – ein amerikanischer Traum

Und keiner jammert: Warum es die Familien in den USA besser haben

"Lieber habe ich keinen Job als keine Kinder", ereifert sich Katie, die Mutter zweier Buben von sechs und neun Jahren, die zusammen mit ihrem Mann in Boston einen Catering-Service betreibt. Die Kleinkindphase war schwer, mit wenig Zeit und wenig Geld. Katie klagt aber nicht, schon gar nicht über die Kosten und Mühen der Brutpflege. Stattdessen denkt sie über ein drittes Kind nach: „Heute wäre ich eine ziemlich gelassene Mutter.“

„Mit Kindern“, sagt Bill Murray versonnen in dem Film Lost in Translation, „ist dein Leben nie wieder wie zuvor. Sie sind die höchste Freude, die dir je begegnen wird.“ Während bei uns die Diskussion um Kosten und Verzicht kreist, scheint in Amerika das Glück, das Kinder ihren Eltern bescheren, in der Wahrnehmung zu überwiegen.

Wer wissen will, warum Amerikaner mehr Kinder haben als Deutsche, Italiener und – ja auch – Franzosen, muss vorweg all jene Faktoren aufzählen, die kein Soziologe, kein Ökonom je quantifizieren oder korrelieren könnte. Nennen wir ihre Summe „Kinderfreundlichkeit“. Die beginnt im Lokal an der Ecke, wo das Personal mit der Speisekarte einen Kinderstuhl, Malpapier und Buntstifte an den Tisch bringt. Die größeren Buchläden offerieren riesige Kinderabteilungen mit eigenem Gestühl und Vorleseprogramm. Kindermuseen gibt es in jeder größeren Stadt, Kinderprogramme in allen Museen. Kaum ein Motel, das nicht mit Rutsche und Planschbecken aufwartete.

Kinderlärm wird toleriert. Anders als wir verstecken Amerikaner ihre Kinder nicht. Dass Kanzler Kohl Söhne hatte, erfuhr man erst, als einer bei einem Unfall schwer verletzt wurde und der andere eine Türkin heiratete. US-Senatorinnen hingegen halten Stillzeiten ein und Abende für die Familie frei. Herta Däubler-Gmelin ist zwar zweifache Mutter, doch mit Kindern hat man sie kaum je gesehen. Ihre Mutter und ihr Ehemann zogen den Nachwuchs groß, sie blieb in der Hauptstadt.

Unsere Großpolitikerinnen, Angela Merkel vorweg, haben keine Kinder; auch unser Kanzler hat keine, jedenfalls keine eigenen. Dito die Justiz-, Verbraucherschutz- und Bildungsministerin.

Die Geburtenrate der Amerikaner wird mit 2,07 in der gesamten OECD nur von Mexiko mit 2,57 übertroffen – Deutschland liegt mit 1,39 abgeschlagen auf dem 23. Platz. Weniger kinderlieb stehen nur noch die Mittelmeerländer und ehemaligen Ostblockstaaten da. Warum? Die wohlfeile

Antwort, die auf die Vermehrungslust der Hispanics und all der anderen dunkelhäutigen Einwanderer in den USA verweist, greift zu kurz. Zwar ist die Geburtenrate der Frauen aus Mexiko und Mittelamerika mit 3,2 weit höher als die der weißen Amerikanerinnen, Asiatinnen (2,0) oder schwarzen Frauen (2,1). Aber auch die Geburtenrate der weißen Amerikanerinnen liegt mit 1,9 über der aller Europäerinnen – mit der Ausnahme von Island (1,99).

Die Ethnie (Volkzugehörigkeit) ist nur ein Faktor, einer von vielen. Der wichtigste ist Bildung. In der gesamten Welt gilt: Je höher die Bildung der Frauen, desto niedriger die Geburtenrate. In den Entwicklungsländern sorgt allein die Alphabetisierung der Frauen für einen drastischen Abfall der Gebärfreudigkeit. In der entwickelten Welt herrscht eine ähnlich enge Korrelation: Je höher der Anteil an gut ausgebildeten Frauen, desto stärker der Rückgang der Geburtenrate.

Nun ist der Anteil der berufstätigen Frauen an der Bevölkerung in den USA (47 Prozent) etwas höher als in Europa (43 Prozent), der Prozentsatz akademischer Abschlüsse auch, und doch ist die Geburtenrate hier sehr viel höher als in Europa. Liegt das am Ende also doch an der Zeugungslust von Hispanics und Schwarzen mit ihrem statistisch niedrigeren Bildungsgrad? So einfach ist die Sache nicht: Die Fertilität gut ausgebildeter hispanischer Frauen sinkt automatisch auf das Niveau ihrer weißen Schwestern. Und schwarze Frauen mit Universitätsabschluss fallen gar hinter hispanische und weiße College-Absolventinnen zurück. Unter den Frauen mit einem Bachelor haben die weißen Frauen sogar die höchste Fertilität und die schwarzen die niedrigste.

Wenn sich die vergleichsweise hohe amerikanische Geburtenrate also weder durch Ethnie, Bildungsstand oder besonders verlockende staatliche Familienförderung erklären lässt – worin hat sie dann ihre Ursache? Fünf Faktoren stechen hervor: erstens Ganztagschulen, zweitens **Flexibilität** am Arbeitsplatz und in den Lebensentwürfen, drittens ein erstaunlicher **Familienzusammenhalt**, viertens erschwinglicher, oft **eigener Wohnraum** und schließlich Zugang zu kostengünstiger häuslicher **Kinderpflege** in Form von Einwanderern und Illegalen, die auch lange Arbeitstage bei geringer Bezahlung in Kauf nehmen.

Flexibilität: Diana, 45, Versicherungsangestellte aus Providence, Rhode Island, hat drei Kinder von 16, 11 und 6 Jahren; ihr Mann arbeitet als Sport-Trainer an der Universität von Rhode Island. „Mein Hauptproblem waren die ersten drei, vier Jahre“, berichtet Diana. Beim ersten Kind nahm sie drei Monate unbezahlten Urlaub, dann übernahm ihr Mann in den Semesterferien die Pflege, nach den ersten fünf Monaten kam der kleine Sohn in die Home Day Care, auf Deutsch: zur Tagesmutter. Nach drei Jahren war das Schwerste vorbei: Die Betreuung fand fortan in einem privaten Kindergarten statt, für 600 Dollar im Monat. Als der Sohn fünf war, begann, anders als in Deutschland, das erste Pflicht-Schuljahr, das in Amerika merkwürdigerweise Kindergarten (kurz: „K“) heißt.

Beim zweiten Kind nahm sich Diana ein ganzes Jahr frei und gab Tochter Lindsey danach in ein privates Day Care Center, eine „Kita“. Beim dritten Kind nahm Diana wiederum zwei Monate unbezahlten Urlaub, danach richtete ihr die Firma für ein Jahr einen Heim-Arbeitsplatz ein. Für Baby Kara fand sie einen privaten Krippenplatz bei einer Freundin. „Nach dem einen Jahr war ich reif, wieder ins Büro zu gehen, mir fehlten die Kollegen, ich musste einfach aus dem Haus.“ Diana hatte Glück: Ihr Arbeitgeber kam ihr entgegen. Und sie plante voraus: Die Kinder sind altersmäßig so weit auseinander, dass sie immer nur ein Kleinkind versorgen musste. Hätte es sich nicht gelohnt, bei drei Kindern zu Hause zu bleiben? „Auf keinen Fall, finanziell ging es uns so besser.“

Machen sie und ihr Mann sich Sorgen um die Zukunft? „Manchmal. Jeder weiß, wie teuer das College ist, aber alle schaffen es irgendwie, und Stipendien gibt es auch. Jeder hat eine Chance.“

Amerika ist eben anders. Kinder werden weniger als Last gesehen, eher als opportunity – die Chance – im Streben nach Glück. Eine Chance sehen sie alle, und gegen die verblasst alles andere: die Kosten, der Verzicht, die dauernde Umorganisation des Lebens. Sieht so der sprichwörtliche amerikanische Optimismus aus? Liegt in dem Glauben an die ewige Chance der wahre Grund dafür, dass Amerikaner mehr Kinder haben als wir?

Man kann es auch andersherum betrachten. „Es lässt sich auf Egoismus reduzieren“, meint Carl Haub vom Population Reference Bureau in Washington, „auf die Einstellung zum Leben mit Kindern. In Deutschland fällt einem an jeder Ecke ein Reisebüro auf. Junge deutsche Paare wollen ein Auto, Reisen, eine Wohnung, sie wollen nicht die Verantwortung, die mit Kindern einhergeht.“ Auch fehle es den Deutschen an der Flexibilität für Lebensentwürfe und Arbeitsorganisation, die in einer weniger regulierten Gesellschaft möglich sei.

In jedem Fall habe es eine derartig lang andauernde negative demografische Entwicklung wie im heutigen Europa noch nie gegeben. Zu diesem Schluss kommt Paul Demeny vom Population Council in New York: „Um 2050 wird die Hälfte der Bevölkerung älter als 50 Jahre sein und der Anteil der über 65-Jährigen doppelt so groß wie der Anteil der unter 15-Jährigen; 30 Prozent versus 14 Prozent.“ Was das bedeutet? Demeny zeichnet ein dunkles Bild: „Kinder werden keine Geschwister kennen, sie werden auch nicht wissen, was Cousinen oder Onkel und Tanten sind. Vier Großeltern werden sich ein Enkelkind teilen. Das hat es noch nie gegeben.“

„Die Europäer“, sagt Ben Wattenberg, Demografie-Experte am American Enterprise Institute in Washington, „are going out of business.“ Warum nicht die Amerikaner? „Vielleicht ist es die Frische, die Jugend des Landes; Familienwerte, Religion haben sich noch nicht verflüchtigt“, vermutet Carl Haub. „Dies ist ein Land mit einer Mission – ebenso übrigens wie Israel“, meint Wattenberg. „Aussterben? Um nichts in der Welt würden die Amerikaner auch nur mit der Idee spielen.“

Auftrag 4:

- 1. Erstellen Sie eine kurze Zusammenfassung des folgenden Dokuments.**
- 2. Teilen Sie den Klassenkameradinnen und Kameraden Zettel aus, auf denen sie spontan mit einer kurzen Begründung angeben müssen, ob sie das Leben im Jahr 2003 oder die gute alte Zeit als allgemein sicherer für die Menschen taxieren.**
- 3. Werten Sie das Ergebnis aus und erläutern Sie anhand Ihrer Zusammenfassung der Klasse die Realität.**

Dokument/Titel	Die gute alte Zeit war gefährlich
Untertitel	
Quelle	© Tages-Anzeiger, 31.12.2002
Autor	Daniel Bach Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti

Die gute alte Zeit war gefährlich

Wer glaubt, das Leben im Jahr 2003 sei riskant, sollte einen Blick in die Vergangenheit werfen. Es war noch nie so sicher wie heute.

Die Reise mit der Zeitmaschine führt in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Pilot heisst Christian Pfister. Als Professor für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Universität Bern beschäftigt er sich intensiv mit der Frage, wie der Alltag von Herr und Frau Schweizer um 1850 aussah. «Eines ist sicher», erklärt Pfister schon zu Beginn des Gesprächs, «er war viel riskanter als heute.» Die Quellen sprächen eine eindeutige Sprache.

Krankheiten sind oft ein Todesurteil

Schon der Start ins Leben ist zu dieser Zeit gefährlich. Im Kanton Bern stirbt um 1850 jedes sechste Kind im ersten Lebensjahr; heute ist es nur noch eines von 200. Wesentlich tiefer ist auch die Lebenserwartung. Wer 1850 in der Schweiz zur Welt kommt, kann als Knabe mit 40 und als Mädchen mit 43 Lebensjahren rechnen. Ist die Kindheit einmal überstanden, bessert sich die Perspektive. 15-jährige Knaben und Mädchen werden im Durchschnitt fast 60 Jahre alt.

Im Kanton Bern kommen 1856 ein Arzt und ein Krankenbett auf 2000 Einwohner; heute ist die Dichte an Mediziner*innen mehr als zehnmals so hoch. Die kleine Zahl ist das eine, die Verteilung das andere. Im 19. Jahrhundert leben die meisten Ärzte dort, wo die zahlungskräftigen «Kunden» zu Hause sind: in der Stadt. Das Land ist eine medizinische Wüste. Im gesamten Berner Oberland sind 1856 ganze 15 Ärzte tätig. Kranke Menschen müssen mit Ross und Wagen über grosse Strecken transportiert werden. Sofern sie sich den Besuch beim Doktor leisten können.

Hinzu kommt, dass Medikamente wie auch Behandlungen zu dieser Zeit weit weniger effektiv sind als heute. «Bis zur Erfindung des Penicillins im 20. Jahrhundert gab es keine wirklich wirksame Medizin», sagt Pfister. Wer ernsthaft krank wird, muss damit rechnen, bald zu sterben. Vor allem bei den Kindern ist die Sterblichkeit so hoch, «dass praktisch jedes Mädchen und jeder Knabe irgendwann zuschauen muss, wie der Bruder oder die Schwester stirbt». Das Risiko eines plötzlichen Todes ist laut Pfister zu dieser Zeit allgegenwärtig.

Hungertote und Erfrorene

Um 1850 sterben die meisten Leute an Leiden, die heute problemlos geheilt werden können: «Fieber», Tuberkulose, Lungenentzündung und «Wassersucht». Besonders gefürchtet sind Epidemien wie die «Rote Ruhr», deren Diagnose einem Todesurteil gleichkommt. «Es war, als ob der Blitz eingeschlagen hätte ins Haus, da war kein Gesicht, welches nicht bleich ward, keine Hand, die nicht zitterte. Daran hatte man nicht gedacht, dass die Mutter den roten Schaden bekommen konnte», schreibt Jeremias Gotthelf in «Geld und Geist».

Die Menschen des frühen 19. Jahrhunderts schlagen sich zudem mit einem existenziellen Problem herum, das heute in der Wohlstandsgesellschaft kein Thema mehr ist: dem Hunger. Vor allem bei Missernten kommen viele in Bedrängnis. 1817 sterben in der Ostschweiz nach einem kalten und nassen Sommer Hunderte an den Folgen der Unterversorgung. Und in Bern gehen 1847 einem Drittel der Haushalte nach einer Kartoffel-Missernte die Vorräte aus; Erwachsene und Kinder leben von der Hand in den Mund. Angehörige der unteren sozialen Schichten geben mehr als die Hälfte ihres Einkommens für Nahrungsmittel aus; werden diese teurer, leert sich die Vorratskammer bedrohlich schnell.

Viel mehr schwere Verbrechen

Wesentlich grösser als heute ist um 1880 auch die Gefahr, Opfer eines Verbrechens zu werden. Bei einer Bevölkerungszahl von 2,8 Millionen werden von 1876 bis 1885 durchschnittlich 72 Menschen pro Jahr ermordet - Kindsmorde nicht einberechnet. Hundert Jahre später sind es bei doppelt so vielen Einwohnern nur noch halb so viele Delikte.

Umgekehrt verhält es sich mit den Unfällen. Um 1870 verursachen sie in der ganzen Schweiz 62 Todesfälle; heute sterben allein im Kanton Zürich 100 Personen pro Jahr bei Verkehrsunfällen. Lebens- und Rentenversicherungen existieren erst ab 1857 und sind begüterten Kreisen sowie dem Mittelstand vorbehalten. Fatal wirkt sich auch eine Invalidität aus; die Invalidenversicherung wird erst 1960 gegründet.

Die grosse Angst ums Seelenheil

Von Votivtafeln in Kirchen weiss man zudem, dass sich die Menschen im 19. Jahrhundert noch mit einer allgegenwärtigen Angst herumschlagen, die uns heute fremd ist: Sie fürchten um ihr Seelenheil. Sprich: zu sterben, ohne gebeichtet und das Sakrament erhalten zu haben. Denn in einem solchen Fall droht das Fegefeuer. Weil der Tod jederzeit eintreten kann, spenden begüterte Menschen grosse Summen und gründen wohltätige Stiftungen, um im Falle eines Falles mit einem sauberen Gewissen vor den Schöpfer zu treten.